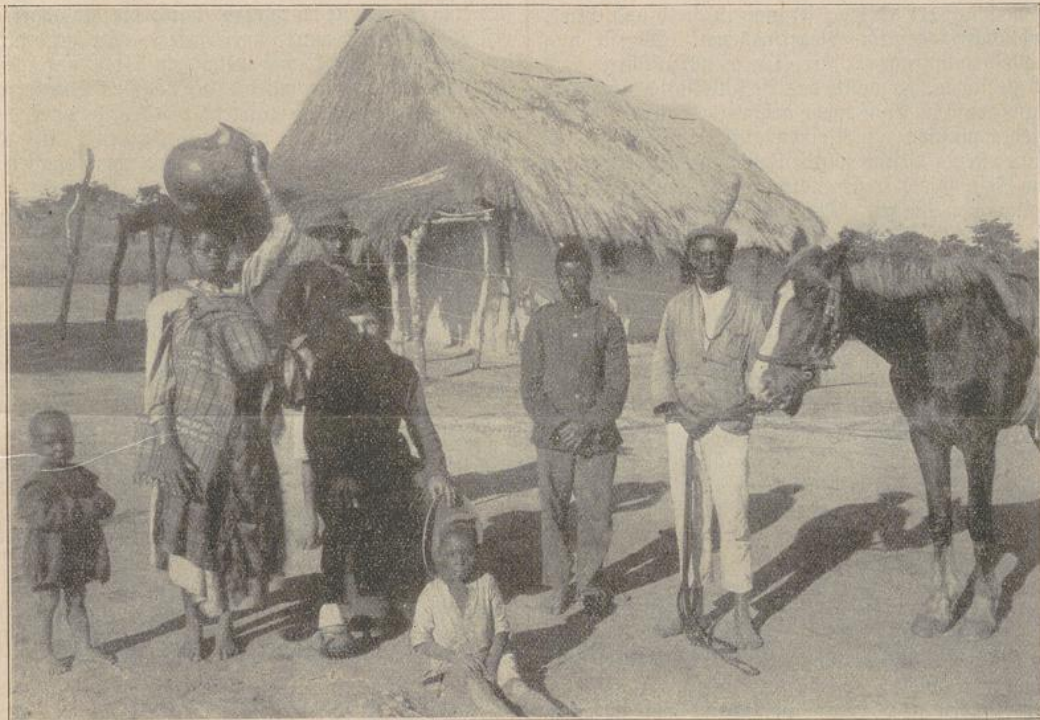


Ein schönes Missionsfest in Frankfurt a. M.

vor dem Tabernakel des Allerheiligsten. Hier gibt es keine Kluft zwischen Ständen und Nationen; um das heiligste Altarssakrament müssen sich die Banner aller Stände und die Fahnen aller Nationen freundschaftlich grüßen, in jenem Brudergeiste, der aus jener Quelle fließt, welche die Welt einigt, damit sie eins sei, wie auch ihr Haupt eins ist, Christus unser Herr. Der Gedanke des Völkerfriedens vor dem Tabernakel ist so alt wie die Kirche selbst. Er ragt wie ein Turm aus der Urkirche empor, welcher der hl. Paulus verkündigte: Ich bitte euch Brüder, daß ihr alle einerlei Sprache führet und keinerlei Spaltungen unter euch seien. Doch der Friede, den die hl. Eucharistie auf uns ausstrahlt, ist nicht allein für uns, die wir glücklich schon in jener Gemeinschaft uns befinden, der der Heiland sich als Seelen-

Sonntag, den 23. Februar l. J., fand daselbst ein überaus schönes Missionsfest statt, dem auch unser neuer Missionsprokurator, der Hochw. P. Valduin Reiner, bewohnte. Doch lassen wir nun einem der rührigen Sektions-Mitglieder das Wort. Sie schrieb anfangs März in einem an den Hochw. P. Superior unseres Missionshauses „St. Paul“ adressierten Brief u. a. folgendes:

„Das ganze Missionsfest war ein wahrer Triumph! Dieser Eifer, diese Begeisterung aller Beteiligten! O wären Sie doch auch zugegen gewesen; Sie hätten sicher Ihre helle Freude daran gehabt! — Um 2 Uhr nachmittags wurde die Paramenten-Ausstellung eröffnet, die stets sehr stark besucht war. Um 1/4 Uhr begann die eigentliche Feier. Der Saal war ausverkauft. (Wir



Neuchriften in Keilands.

speise hingegeben, Papst Leo XIII. hat die ganze Welt dem göttlichen Herzen geweiht. Ziehen wir also bei unserem Gebete auch jene in unseren Kreis, die noch abseits stehen! (Der Rede folgte minutenlanger Beifall.)

Ein schönes Missionsfest in Frankfurt a. M.

In Frankfurt a. M. besteht seit längerer Zeit ein Missionsverein, der speziell für Mariannhill gegründet wurde. Die Sektions-Mitglieder sind namentlich darauf bedacht, unsere Mission mit würdigen Paramenten zu versehen, und der Eifer derselben verdient doppelte Anerkennung, weil sie sich die Zeit dazu gleichsam stehlen müssen. Nach der Tages Last und Mühe nämlich, arbeiten diese braven Mädchen, wenn sie aus den Geschäften kommen, noch bis 9 und 10 Uhr abends an ihren Paramenten und eine sucht dabei die andere an Fleiß und Opferwilligkeit zu übertreffen.

haben dreimal gespielt und jedesmal vor ausverkauftem Haus!) Zunächst sangen wir miteinander das schöne Lied: „O Maria, gnadenvolle“, worauf unser Hochw. Herr Präses, Herr Kaplan Gersbach, eine so begeisterte Ansprache hielt, daß mich fast die Furcht anwandelte, er möchte uns entlaufen und persönlich zu den Schwarzen gehen, um sie alle für den Himmel zu gewinnen.

Der Ansprache folgte ein musikalischer Vortrag auf dem Harmonium mit Violinbegleitung. Dann öffnete sich vor den Augen der erstaunten Zuschauer plötzlich — der Himmel! Unser Hochw. Herr Präses hatte nämlich einige Männer so für die Mission zu begeistern gewußt, daß sie uns bereitwilligst einen herrlichen Bühnenhimmel herstellten, in dem unser Stück „Der neue Engel“ zur Aufführung kommen sollte. Das Stück selbst war ergreifend schön und wurde von den Vereinsmitgliedern so reizend und natürlich gespielt, daß wir von allen Seiten bestürmt wurden, es sogar ein viertes Mal aufzuführen, was uns aber leider nicht möglich war.

Nun kam ein lebendes Bild: Maria, die unbefleckt Empfangene nimmt ein armes Menschenkind in den Himmel auf; der Chor sang dabei das schöne Lied: „Ein Wund, o Aveglöcklein, sei still dir anvertraut“. Daran reihte sich ein Gedicht, „Mutter und Kind“ betitelt. Ein kleines Mädchen erkundigte sich allerliebste bei seiner Mutter, ob denn die Schwarzen auch einen Schutzengel haben. Anfangs wollte es in das kleine Köpfchen nicht recht hinein, daß sich so ein weißer, himmlisch-schöner Engel mit einem schwarzen Menschen abgebe, doch die Erklärung, daß der liebe Gott nicht auf das Äußere schaue, sondern auf ein reines Herz, leuchtete ihm schließlich doch ein und benahm der Kleinen den argen Zweifel.

Als nun aber der Vorhang zum zweiten Male in die Höhe ging, hörte man im ganzen Saale lauten Applaus; standen doch auf der Bühne, stramm in Reih und Glied, zehn kohlschwarz gefärbte Negermädchen! Wie sie nun aber vollends anfangen, ihre Tänze aufzuführen und fassisch zu singen, da wollte das Beifallsklatschen unterm Publikum gar kein Ende mehr nehmen! Immer wieder und wieder mußten die Kleinen auftreten und tanzen, und immer neuer Beifall wurde ihnen zuteil; es dauerte geraume Zeit, bis wir sie endlich wieder in der Garderobe beisammen hatten. Der Effekt war einfach großartig!

Den würdigen Abschluß der schönen Feier bildete ein zweites lebendes Bild: „Maria, als Königin der katholischen Mission“ darstellend, wobei das schöne Lied: „Dein sind wir, Herr“, gesungen wurde. In das Schlußlied aber: „O sanctissima“ stimmte nebst dem Chor der Engel auch das gesamte Publikum mitein und sang frisch und kräftig mit. — Auf spezielle Aufforderung hin hielt auch der Hochw. P. Balduin noch eine Ansprache an die Versammlung, und der Beifall, den er erntete, ließ ihn neuerdings erkennen, welche Begeisterung für die große Sache der Mission in unserer Stadt herrscht. Ich glaube kaum, daß es einen einzigen Teilnehmer gab, der unser Fest unbefriedigt verließ.

Mittwoch, den 26. Februar, abends 1/9 Uhr, wurde nochmals gespielt und hatten wir an diesem Abend die Freude, den Verfasser unseres Spieles, Hochw. Herrn Pfarrer Nüdling, in unserer Mitte begrüßen zu dürfen. Der Saal war wieder ausverkauft und sogar auf dem Vorplatz standen noch Leute; der Effekt war in allem derselbe.“

David Livingstone.

(Mit 1 Bilde Seite 125.)

(Fortsetzung.)

Schon in Kuruman hatte Livingstone gehört, daß fern im Norden ein großer Süßwasser-See liege, den man Ngami nenne. Auf einer seiner späteren Fahrten war er ihm auch schon bis auf zehn Tagereisen nahe gekommen, aber er mußte umkehren, weil unter den Zugochsen die Rinderpest ausbrach. Am 1. Juni 1849 faßte er neuerdings den Entschluß, diesen See aufzusuchen, den bisher noch kein Europäer gesehen hatte.

Sein Freund, der Engländer Oswell, ein wohlhabender Mann, begleitete ihn, weil er am Ngami-See viel Elefantenbein zu finden hoffte. Er hatte mehrere Wagen, 80 Ochsen, 20 Pferde und 25 Diener mitgenommen. Einer der letzteren diente als Wegweiser, denn schon nach zwei Tagen ging die Reise durch Gegenden, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte.

Am Wüstenrand machten sie in einer Talmulde Raft. Ringsum waren die Quellen versiegt; nur in einer Grube, wo sich ein Nashorn im Sande gewälzt hatte, stand noch soviel Wasser, daß beim Nachgraben jedes Pferd ein Maul voll erhielt. Für die Ochsen reichte es schon nicht mehr aus, und da der Weg zur nächsten Haltestelle 120 Kilometer quer durch die berühmte Kalahari-Wüste ging, trieb man die Ochsen nach der letzten ergiebigen Quelle 40 Kilometer weit zurück. Inzwischen hatte man mehrere Brunnen gegraben, und als die Tiere zurückkamen und die ganze Karawane zur Wüstenreise aufbrach, hatten sich alle satt getrunken.

Karg und nackt lag die Wüste vor ihnen. Die Wagen knarrien über die Sandebene hin, und die Räder schnitten tiefe Furchen. Bald nahm die Kraft der Ochsen, denen frisches Wasser fehlte, ab. Drei Tage lang zogen die schweren Gespanne nordwärts durch die Kalahari, und erst 70 Kilometer waren zurückgelegt. Da hatte plötzlich der Führer keine Ahnung mehr vom Wege, und als man ihn nach der Entfernung bis zur nächsten Quelle fragte, antwortete er aufs Geratewohl: 50 Kilometer. Eine trübe Aussicht für die armen Reisenden! Bis dahin mußten ja sämtliche Ochsen vor Durst umgekommen sein!

Nun wurden die Pferde vorausgeschickt, um wenigstens sie zu retten. Mit ihnen konnte man im Notfall allein weiterziehen und vom Ertrag der Jagd leben. Auch konnten die Ochsen der Spur der Pferde folgen und vielleicht durch eigenen Instinkt eine Quelle finden. — Die Pferde und ihre Führer waren übrigens noch keine Stunde weit gekommen, als sie auf Buschwald stießen; und bald verriet das Quaken einiger Frösche einen Sumpf-See, dessen Süßwasser für die ganze Karawane lebenspendend wurde.

Nach zweimonatlicher Reise kam Livingstone endlich ans Ufer des Ngami-Sees. Der König Letšhotsebe erwies sich aber nicht so freundlich, wie man gehofft hatte, und somit beschloß Livingstone, noch weiter nordwärts zu ziehen. Beim Dorfe Vinjanti entdeckte er einen gewaltigen Strom namens Sambezi. Sein Unterlauf war den Europäern allerdings schon seit langer Zeit bekannt, aber niemand wußte, woher er kam. Livingstone beschloß daher, von hier aus gegen Westen bis zum Atlantischen Ozean vorzudringen.

Diese Reise war sehr anstrengend und mühevoll und führte durch ein Gewirr wilder Völkerstämme. Infolge heftiger Regengüsse mußten zahlreiche angeschwollene Wasserläufe und tüdliche Sümpfe überdritten werden. Seit Livingstone einmal mit einem Boot schlechte Erfahrungen gemacht hatte, ließ er sich stets von einem Ochsen durch das nasse Element tragen. Wolken von Moskitos schwärmten über das feuchte Erdreich, und das Fieber warf Livingstone derart nieder, daß er nicht einmal mehr auf seinem Ochsen sitzen konnte. Aber unter all diesen Plagen versäumte er nie, die ihn umgebende Naturwelt zu beobachten und die Karte seines Weges auszuarbeiten. Sein Tagebuch war ein dicker Band mit starken Deckeln und verschließbarem Schloß, und er schrieb darin fein und zierlich wie gedruckt.

So näherte er sich Schritt für Schritt der Westküste. Von allem entblößt, traf er endlich einen Portugiesen, und in seiner Gesellschaft hielt Livingstone seinen Einzug in Loanda. Die dortigen Portugiesen nahmen ihn gastfrei auf, verschafften ihm alles, was er brauchte und kleideten ihn vom Kopf bis zum Fuß neu.

Vor Loanda lagen auch mehrere englische Schiffe. Bei diesen seinen Landsleuten erfreute sich nun Livingstone einer herrlichen Ruhezeit. Welch ein Genuß für